

## Ohne Lösung ins Jahr 1964

Das steht auf der ersten Seite meines neuen neutralen Taschenkalenders, der ohne Titel, Druckerei oder Verlagsangabe nur „1964“ heißt und am Mittwoch Januar 1 beginnt. Keine weiteren Angaben wie Namen der Tagesheiligen, Kalendersprüche oder Seitenzahlen für das tägliche Meßformular im voll-ständigen katholischen Meßbuch. Gegenüber der Kalenderseite vom ersten Januar gibt es Tabellen für datumsgebundene und bewegliche Feiertage. Die Kopfzeile jeder Seite zeigt nur die Wochentage, den Monat und den Tag. Eine Seite hat zwanzig Zeilen für Notizen. Das Format ist DIN A6 geschlossen und aufgeklappt DIN A5. Der Umschlag besteht aus wasserfestem Kunststoff in Beige. Die täglichen Eintragungen beginnen am Neujahrstag und enden abrupt am 3. Mai. Sie wurden erst am 22. Juli, dem Tag der Zeugnisausgabe und dem Beginn der Sommerferien fortgeführt und enden am letzten Tag meiner Reise nach England am 22. August.

„Der Neujahrstag war ein schöner Tag in Murnau. Um 10 ½ gab es ein kombiniertes Frühstück mit der Familie, dann habe ich *aus*.“ Auf der Rückseite des folgenden zum Inhalt: Ève, eine Dame der Gesellschaft durch Gewalt. Sie der Schatten, verlieben sich Anspruch ‚Ich gäbe Dir deinetwillen noch einmal für leben. Die Uhr des Lebens Bedingung, dass sie sich ergeben, um derentwillen gegeben wurde. Aber die Forderungen und sie verlie-Unfreiheit des ersten.“

Es gab keine Aufzüge oder kein klassisches Theater-Drehbuch in dem Beschreiben. „Ève Charlier wird von retär André Charlier, vergif-Mitglied der Untergrund-neten Aufstand plant, wurde von einem Spitzel erschossen. Beide sterben zur gleichen Zeit und folgen nach ihrem Tod einer inneren Stimme, die sie zu einem Zimmer in der Rue Laguénésie führt. Dort erfahren sie, von einer hinter einem Tisch sitzenden und sehr formell auftretenden Person, dass sie tot sind, sich aber weiterhin in der realen Welt bewegen können, ohne jedoch von den Lebenden wahrgenommen zu werden und somit auch keinen Einfluss auf die reale Welt nehmen können. In diesem Zwischenreich treffen sich Ève und Pierre zum ersten Mal und verlieben sich nach kurzer Zeit. Bei einem erneuten Besuch in der Rue Laguénésie stellt sich heraus, dass Ève und Pierre laut Unterlagen seit Geburt füreinander bestimmt gewesen sind, aber aufgrund eines bürokratischen Fehlers einander nicht getroffen haben. Nach Artikel 140 können sie ins Leben zurückzukehren, um ihre Liebe unter Beweis zu stellen. Von der Situation überwältigt, stimmen beide sofort zu, zurückkehren zu dürfen. Dabei wird nicht klar, ob sie aus Liebe zustimmen, oder ob sie es tun, damit Pierre seine Freunde und Ève ihre Schwester warnen kann. Die Sache hat aber eine Bedingung. Pierre und Ève dürfen nur in der Welt der Lebenden bleiben, wenn sie es schaffen, innerhalb von 24 Stunden einander uneingeschränkt zu vertrauen und ihre Zuneigung gegenüber den auftretenden Schwierigkeiten zu behaupten. Hieran, der Titel ließ es vermuten, scheitern Pierre und Ève freilich, da sie längst ausgespielt haben. Pierre erfährt, dass sein geplanter Aufstand verraten wurde und die



gelesen: *Sartre: Das Spiel ist rororo Taschenbuches steht* „Pierre, der Revolutionär und schaft sterben zur gleichen begegnen sich in einer Welt bis zu dem gewagten meine Seele, wenn ich um Dich leben dürfte.“ Sie dürfen wird zurückgestellt unter der vorbehaltlos der Liebe ihnen das Leben wieder Vergangenheit stellt ihre ren das zweite Leben an der

nummerierten Akte. Es war stück. Es ähnelt eher einem bung und Dialoge sich ergän-ihrem Mann, dem Milizsek-tet und Pierre Dumaine, ein bewegung, die einen bewaff-

Regierung eine Falle für seine Freunde plant. Auch Ève erfährt etwas Unangenehmes. Nämlich, dass sich ihr Mann, André, nun an Èves Schwester Lucette heranmacht. Die beiden sorgen sich also um ihre jeweiligen Freunde und Verwandten. Da sie aber keinen Einfluss auf die Welt der Lebenden nehmen können, wird es für sie zur Qual, zuzusehen und nichts tun zu können. Die beiden sind bereits wieder so umfassend in Vorgänge ihres Vorlebens eingebunden, dass sich beispielsweise Pierre auf die Gretchenfrage Èves, ob er es nun mit ihr oder seinen Mitverschwörern halte, entscheidet, lieber diese vor der drohenden Katastrophe zu warnen, als sich stattdessen ganz der Aufgabe zu widmen, Ève wahrhaft zu lieben. Pierre will seine Kollegen davor bewahren, dass sie ihren schon verratenen Aufstandsversuch durchführen. Ève will noch einen letzten Versuch unternehmen, Lucette vor den Fängen ihres Mannes zu bewahren. Doch beider Versuche misslingen. Pierre sucht seine Anhänger auf. Nochmals gelingt es ihm, sich gegen seine engsten Mitstreiter durchzusetzen, die ihm den Kontakt zur Frau des Milizsekretärs vorwerfen. Doch der Aufstand lässt sich nicht mehr bremsen. 6000 Tote. Pierre wird durch Lucien ein zweites Mal erschossen. Und im selben Augenblick stirbt auch Ève ein zweites Mal.



Zwischendrin, um drei Uhr am Nachmittag bin ich mit den Cousinen und ihren Hunden losgezogen, um Zigaretten zu holen. Danach sind wir zum Staffelsee und dort „aufs Eis gegangen“. Der See war zugefroren, aber die Eisdecke war glatt und schlüpfrig. Die Hunde konnten nicht herumtollen, ohne auszurutschen. Sie wären gern hinter dem Puck der Eishockeyspieler hergejagt, gaben aber nach dem dritten misslungenen Versuch mit Bauchlandung auf, ließen die Ohren hängen, gingen an Land und jagten über den Strand. Nur die Kufen der Schlichtschuhe und der Anschlag der Eishockeyschläger auf den Puck waren zu hören. Es war sehr friedlich und die Beleuchtung jenseitig wie dieses merkwürdige Buch des Franzosen Jean Paul Sartre aus dem Jahr 1947, von dem ich noch nicht gehört hatte. Ich kannte von Alexander Dumas „Die drei Musketiere“ und den „Grafen von Monte Christo“ und von Jules Verne „In achtzig Tagen um die Erde“ sowie ein Buch mit dem Titel „Der Goldteich“ von einem Franzosen aus Südfrankreich namens Gaston Baisette. Der Étang de l’Or ist ein südfranzösischer Küstensee an der Mittelmeerküste südöstlich von Montpellier. Er ist in Ost-West-Richtung etwa 15 km lang, maximal 3 km breit und ca. 1 bis 4 m tief. Durch einen schmalen, heute fast durchgängig bebauten Dünenstreifen vom Meer getrennt, das nur an einer Stelle durch einen kurzen Kanal mit dem See verbunden ist. Ein étang ist kein Teich, aber der Sand der Dünen scheint in der Sonne des Südens wie Gold. Onkel Kreppel hat es mir in Hohenpeißenberg zum Lesen gegeben, als ich vierzehn Jahre alt war. Das Buch war eine Ode an Landschaft und Natur. Es war voller Sonne. Ich konnte das Mittelmeer hören und den Duft der Kräuter des Südens riechen.

Sartres Buch roch nach Tod. Nach der Rückkehr vom Staffelsee hatte ich es zu Ende gelesen und am nächsten Tag Onkel Hayo zurückgegeben. Am 2. Januar nach dem Mittagessen habe ich mich verabschiedet. Onkel Hayo hat mich mit drei Leihbüchern zur Kaserne an der Olympiastraße gebracht und dort abgesetzt. Titel oder Autoren der Bücher sind nicht vermerkt. An der Olympiastraße brauchte mein goldener Daumen eine Stunde, bis ein Fiat 1500 mit einer jungen Dame am Steuer mich mitnahm. Sie fuhr Richtung München und hat mich nach Starnberg über Wangen nach Hohenschäftlarn gebracht. Von dort bin ich zu Fuß nach Hause gelaufen. Es gab Kaffee, ich habe

ausgepackt und später kam Fritz vom Skifahren in Zell am See zurück. Er verstaute seine Skier auf dem Dachboden, übernachtete in dem leeren Zimmer neben meinem und fuhr am Sonnabend, wie der Samstag in meinem neuen Kalender heißt, zurück nach Gräfelfing, wo er immer noch bei Schröders wohnte. Er wird wohl erst nach dem Zwischenzeugnis nach West-Berlin umsiedeln. In der Nacht nach meiner Rückkehr aus Murnau und seiner aus Zell am See hatten Fritz und ich nachts noch etwas getratscht. Er hatte noch immer kein grünes Licht aus Berlin und sorgte sich, dass Onkel



Kreppel, wie er ihn weiterhin nannte, sein Vorhaben blockieren könnte. Er wollte partout nicht zur Bundeswehr und erwartete keine Unterstützung durch ihn. Er konnte besser in Zusammenhängen denken als ich, war bereits ein guter Geschäftsmann und hatte das Talent seine Gesprächspartner auszuhorchen, ohne dass sie es merkten. Er wollte jedenfalls lieber frei auf einer eingemauerten Insel leben als in einer Kaserne in Abhängigkeit von Onkel Kreppel. Er behauptete sogar, dass der nun ein Angestellter des Bundesnachrichtendienstes sei, was aber niemand wissen dürfe, weil das geheim sei. Als ich ihn fragte, woher er es dann wisse, antwortete er, dass das ganze Dorf davon weiß, dass der Bundesnachrichtendienst aus Pullach die Rüttgers-Villa bei Irschenhausen gepachtet hat, um dort ein Forschungsinstitut einzurichten. Das hatte er von Kurt, dem Sohn des Inhabers des Hubertus gehört. Bis zu sechzig Leute sollen dort in den nächsten Jahren anfangen zu forschen. Was genau die erforschen sollten war nicht bekannt, aber es gab Gerüchte über ‚Atomforschung‘. Wichtig war die Nachricht für die Gewerbetreibenden, also auch für Kurt und Herrn Riedel und seine Gästezimmer. Das hatte er also alles im Café Hubertus erfahren? Fritz war krass, das war ich gewohnt, aber diesmal schien er zu übertreiben. Trotzdem beunruhigten mich seine Überlegungen und Zweifel kam auf, den ich nicht so einfach abschütteln konnte wie Schnee von meinen Schuhen. Fritz wurde im Herbst 1962 in Weilheim gemustert und als voll einsatzfähig eingestuft. Der Einberufungsbefehl zu Grundausbildung und Wehrdienst war nach dem bayerischen Abitur ab Ende Juli 1965 gültig. In Berlin würde man ihn nicht in die neunte Klasse, die Abiturklasse aufnehmen, sondern in die achte Klasse, von der er bereits seit Herbst 1963 mehr als das erste Halbjahr am Klenze-Gymnasium verbracht hatte. Also nach den Osterferien im April, wenn dann das Schuljahr der achten Klasse in Berlin begann. Er wäre dort der achten Klasse dann ein halbes Jahr voraus, aber das fand er ganz praktisch, denn damit hatte er mehr Zeit für außerschulische Beschäftigung. Aber noch war es nicht so weit. Am Sonntag ließ sich die Sonne nicht blicken. Es war kalt und grau. Trotzdem unternahm ich, gut eingepackt, einen Spaziergang zur Zeller Straße und über den Zeller Weg Richtung Irschenhausen. Es war saukalt und die kahlen Äste der Laubbäume der Allee waren ebenso mit Eiskristallen überzogen wie die Bäume des Parks und das Gebäude von Haus Eggenberg. Max Rüttgers, ein angesehener Justizrat und Anwalt aus Aachen, hatte es erbauen lassen. Er zog im Jahre 1910 das großzügige Landhaus mit eigenem Park am Zeller Weg am Rande des Weilers Irschenhausen bei Ebenhausen im Isartal. Er starb 1927 in München. Der Arzt Dr. Richard Seitz, hatte 1921 am Nordhang des Eckerbichls am Obersalzberg die Villa Regina gekauft und betrieb dort ein Sanatorium für lungenkranke

Kinder (Bild links). Im Sommer 1933 erwarb Adolf Hitler den Hof Wachenfeld und ließ das Anwesen zum Berghof umbauen (Bild rechts). Ab 1936 begann Hitlers Reichsleiter Martin Bormann das Führersperrgebiet um den Berghof auszubauen. Insgesamt wurde Land von 57 Grundbesitzern, vor allem von Bergbauern angekauft oder enteignet. Der Großteil der vorhandenen Bebauung wurde abgetragen, der Charakter des Ortes völlig verändert. Auch Dr. Seitz wurde enteignet, das Gebäude



seiner Villa wurde mit 100.000 Reichsmark entschädigt. Auf der Suche nach einem Gebäude, in dem er seine Klinik fortführen konnte, geriet er nach Irschenhausen und erfuhr im Gasthaus Rittergütel vom leerstehenden Landhaus auf dem Eggenberg. Nach längeren Verhandlungen mit der Erbgemeinschaft der Familie Rüttgers kaufte er das Anwesen und betrieb dort von 1937 bis 1960 ein Sanatorium für Kinder aus ganz Deutschland. Dann wurde es von Dr. Seitz aus Altersgründen geschlossen.



Im Jahr 1962 hörte Dr. Ritter, Ottos künftiger Arbeitgeber und Direktor des neuen Forschungsinstituts von einem Freund, der in Irschenhausen wohnte, von dem leerstehenden Gebäude. Er fuhr von Gauting, wo er wohnte, nach Irschenhausen, traf den alten Dr. Seitz im Park, berichtete ihm von seinem Plan und war erfolgreich: Am 15. Juli 1962 unterzeichnete er einen Mietvertrag mit Vorkaufsrecht, der am 1. Oktober wirksam wurde. Das war vor Omas Tod und zu der Zeit, als Onkel Kreppel das Grundstück an der Zeller Straße gekauft hatte. Also ein Jahr vor dem Verkauf des Kurheims am Hohenpeißenberg, als Fritzi sich damals wunderte, woher plötzlich das Geld kam, um ein Auto zu kaufen und uns mitten im Jahr in München neu einzukleiden. Sein Herbergsvater in Gräfelfing, Herr Schroeter, schien wohl mehr zu wissen. Die weiteren Einzelheiten, die Fritzi erwähnte, konnte er nicht nur von Herrn Riedel oder seinem Sohn wissen. Oder doch? Das könnte ich prüfen, wenn ich sie später einmal ansprechen könnte. Aber wahrscheinlich war es kein Geheimnis.

Ich hatte mich schon gewundert über die merkwürdige Anlage rechts der Bahnstrecke Richtung München, an der ich seit Anfang Dezember täglich zweimal vorbeigefahren bin. Sie war von einer über zwei Meter hohen Mauer aus Beton mit Stacheldraht auf der Mauerkrone gegen Eindringlinge abgeschirmt. Die Wohnhäuser dahinter hatten Fenster mit Milchglas. Das Gelände schien unbewohnt. Ich habe nur selten Menschen zwischen den Häusern gesehen. Aber Fritz wusste mehr darüber: Im Jahr 1935, als Reichsleiter Bormann das Führersperrgebiet am Berghof bei Berchtesgaden ausbaute, wählte er auch den Ort Pullach bei München aus, um dort eine NS-Mustersiedlung für die Parteielite zu errichten. Die Siedlung war gedacht für Mitarbeiter der Parteikanzlei der NSDAP und den Stab von Hitlers Stellvertreter Rudolf Heß. Auftraggeber und Bauherr war Martin Bormann, der mit Mitteln der Partei zahlreiche Privatgrundstücke aufgekauft hatte und persönlich als Eigner im Grundbuch eingetragen wurde. Am oberen Rand der Siedlung auf dem Foto links unten ist die Bahnlinie der Isartalbahn von Pullach nach Großhessellohe zu sehen, auf der ich jeden Tag zur Schule fuhr.

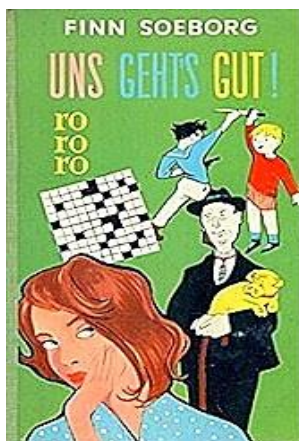


Das war die frühere ‚Reichssiedlung Rudolf Heß‘, die 1945 von den Amerikanern besetzt und als Truppenunterkunft und Gefangenenlager genutzt wurde. Im Herbst 1945 wurde dann eine Civil Censor Division einquartiert, eine Einrichtung zur Briefzensur. Die Prüfstelle bestand bis 1947. Im Dezember dieses Jahres übergaben die Amerikaner das Gelände der ehemaligen Reichssiedlung der ‚Organisation Gehlen‘. Sie war benannt nach dem Generalmajor a. D. Reinhard Gehlen, ehemaliger Chef der Abteilung Fremde Heere Ost (FHO) der Wehrmacht. Gehlen und seinen Vertrauten war es Anfang 1945 gelungen, das gesamte Archiv der Abteilung aus dem Hauptquartier des Heeresgeneralstabs nach Bayern zu transportieren und in 50 Stahlkisten zu vergraben. Nach Verhören im Kriegsgefangenenlager und in einem speziellen Vernehmungslager in Virginia in Amerika erkannten die US-Nachrichtendienstler die Bedeutung von Gehlens Kenntnissen und seines Archivs. Die US-Regierung war an dem Fachwissen der Aufklärungsleute aus dem Dritten Reich interessiert, da ihre eigenen Geheimdienste zu diesem Zeitpunkt, als sich der Kalte Krieg abzuzeichnen begann, kaum über Kenntnisse des sowjetischen Militärapparates verfügten. Neben der militärischen Aufklärung und Spionage gegen die Sowjetische Besatzungszone und andere Ostblock-Staaten sollte die Organisation Gehlen auch eine mögliche ‚kommunistische Gefahr‘ im Inneren Westdeutschlands abwehren. Wenige Monate nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft in den USA wurde Gehlen 1947 von der US-Army als ‚German Chief of Operation Rusty‘ eingesetzt. Anfang Dezember 1947 zog die Organisation in die ehemalige Reichssiedlung Rudolf Heß in Pullach bei München. Gehlen stellte viele ehemalige Mitarbeiter ein, die in der zuvor von ihm geleiteten Abteilung Fremde Heere Ost für die Bewertung der Feindlage an der Ostfront durch Auswertung von Nachrichten zuständig waren und hielt sich an die Regel, die Konrad Adenauer befolgte, als er die Übernahme von entnazifizierten Beamten rechtfertigte: "Man schüttet kein dreckiges Wasser aus, wenn man kein reines hat!"

Ich stapfte weiter durch den Schnee auf dem Zeller Weg Richtung Irschenhausen. Die Sonne verschwand in den Wolken, die Alpenkette verblasste im Nebel, der glitzernde Schnee fiel von den Bäumen und am Nachmittag war die Welt wieder Gris en Gris wie Oma sie sah. Fritzis Geschichten bedrückten mich. Wer hat ihm das alles erzählt? Herr Schroeter in Gräfelfing? Waren sie wahr und

wenn, was bedeuten sie? Gehlen war Generalmajor, Ottos Vater war auch Generalmajor, er selbst war Offizier wie auch unser Vater. Fritzi wollte nicht zu Bundeswehr. Warum? Wegen dem fünften Gebot? Er wollte raus aus München, das zwar inzwischen zwar eine Millionenstadt war, aber für ihn war es im Vergleich zu den großen Städten des Rheinlands oder zu Berlin trotzdem eine Provinzstadt. Außerdem war West-Berlin die einzige Stadt in Deutschland, in der es keine Sperrstunde gab, sondern ein lebhaftes Nachtleben mit vielen Möglichkeiten, neben der Schule Geld zu verdienen. Beides zog ihn gleichermaßen an. Ich dachte kurz darüber nach, was ich eigentlich machen würde, wenn ich tatsächlich im Sommer 1967 mein Abitur hätte, aber mich erst nach 18 Monaten hinter Kasernenmauern im Sommersemester 1970 an der Universität immatrikulieren könnte. Das vorletzte Wort hat Fritzi verwendet. Klang imposant und weltmännisch. Ich hatte inzwischen gehört, dass man auch den Kriegsdienst verweigern kann, aber nur sehr wenige damit Erfolg hatten. Fritzi hatte bereits beim Verband der Kriegsdienstverweigerer nachgefragt. Na klar! Sie hatten ihm gesagt, dass es einfacher sei, nach Berlin umzuziehen. Berlin war für mich keine Alternative. Es gab nur eine andere Möglichkeit, dem Wehrdienst zu entkommen: Die physische Wehrunfähigkeit. Etwa auf Grund einer Allergie, orthopädischer Schäden oder abstehenden Ohren. Ha, ha, ha! Letztere hatte ich zwar nicht, aber eine Heu- und Stauballergie und seit dem Sturz mit dem Fahrrad vor zwei Jahren, auch Rückenschmerzen wie der brave Soldat Schwejk. Ein nießender Soldat in gekrümmter Haltung kann eigentlich nicht an der Front eingesetzt werden. Ich musste mich nur nicht so dumm anstellen wie Schwejk. Bis zur Musterung in drei Jahren hatte ich noch Zeit meinen Plan umzusetzen.

Bis dahin war viel Zeit. Es könnte viel passieren, aber der Januar begann wie bisher mit eiskalten und grauen Tagen, an denen meistens Schnee lag, ich in meinem kleinen Zimmer eingesperrt war und die letzten Ferientage mit dem Lesen von Büchern verbrachte, die ich im großen Regal in Ottos Arbeitszimmer gefunden hatte. Es nahm die Hälfte der Wand zum Schlafzimmer bis zur Decke ein und die oberen Regalbretter konnte man nur mit Hilfe einer kleinen mobilen Treppe erreichen. Auf den Regalbrettern auf der linken Hälfte der Wand neben der Tür zum Schlafzimmer standen Bücher zu Theologie, Philosophie, Geschichte, Lexika und Sachbücher. Auf der rechten Hälfte Werke der Belle-tristik, Dramen und Poesie. Darunter waren auch gebundene Werksausgaben von Goethe, Schiller, Balzac, Turgenew oder George Bernard Shaw aus den Beständen des Kurheims. Es waren aber auch viele Taschenbücher mit Romanen oder Erzählungen aus der Nachkriegszeit dabei. Darunter viele von Autoren, deren Bücher von Nazis verbrannt worden waren. Andere waren in den USA oder England die in den dreißiger und vierziger Jahren erschienen und erst in der Nachkriegszeit ins Deutsche übersetzt werden konnten. Am Sonntag, den 5. Januar fand ich dort die Übersetzung eines dänischen Romans, der nicht nur in Dänemark ein Bestseller wurde. Der Autor, Finn Soeborg wurde am 13. April 1916 in Kopenhagen geboren. Er studierte Staatswissenschaften und trat dann als Beamter in ein dänisches Ministerium ein. Im Jahr 1951 veröffentlichte er den Roman "Und sowas lebt" über die Bürokratie und den Leerlauf der öffentlichen Ämter im Königreich Dänemark. Die Geschichte wurde mit fröhlicher Bosheit erzählt und enthielt bittere Wahrheiten. Es erreichte binnen kurzer Zeit eine Riesenaufgabe und machte seinen Autor über Nacht international bekannt. Der Erfolg



versetzte ihn in die Lage, sein Amt aufgeben zu können, um nur noch zu schreiben. Er hat zwei Jahre später den heiteren Roman "Uns geht's gut" veröffentlicht und sich damit als ein würdiger Nachfolger großer skandinavischer Humoristen erwiesen. In meinem neuen Taschenkalender steht nur, dass ich das Buch gelesen habe. Ich erinnere mich auch daran, dass es ein lustiges Buch war und die Menschen, die in der schönen Stadt Kopenhagen im Königreich Dänemark lebten, scheinbar viel Sinn für Humor hatten. Jörg war bereits in der Stadt, in der unsere Mutter geboren wurde, um sich bei den Eltern von Birgit als künftiger Ehemann vorzustellen. Vielleicht ergibt sich dadurch später die Gelegenheit, in den Sommerferien Land und Leute kennenzulernen. Zum Mittagessen tauchte laut Kalender auch Herr Schroeter auf und verließ unser Haus um 18 Uhr. Ob er wegen Fritzis Umzug nach Berlin kam oder ob er mit Otto in seinem

Bibliothekszimmer verschwand, ist dummerweise nicht vermerkt. Auch am nächsten Tag, dem 6. Januar, dem Drei-Königstag, der in Bayern ein Feiertag war, als Mutti und Otto bei Wünings in

Hohenpeißenberg waren, gab es einen Besucher aus der alten Zeit am Berg. Kurz nach der Abfahrt von Jörg gegen 18 Uhr tauchte Fred Bieger auf. Da er Mutti nicht treffen konnte fuhr er bald wieder ab. Der Dienstag war der letzte Ferientag, weil zwischen einem Feiertag am Feriende der Schulbeginn in Bayern erst nach einem freien Wochentag stattfinden durfte. An diesem Tag habe ich gleich zwei schreckliche Bücher gelesen: „Die Freistadt“ des Amerikaners William Faulkner war ein Roman mit schmutzigen, manchmal feigen, ohnmächtigen Gangstern in der Zeit der Prohibition in den Vereinigten Staaten. Da Alkohol verboten war, entstand ein großer Schwarzmarkt für Schwarzbrenner, der von Gangstern beherrscht wurde. Das wusste ich aus einem Buch über Al Capone, das ich im letzten Sommer von der Volksbücherei in Hohenpeißenberg ausgeliehen hatte. Dieser Gangster, der mit seiner Bande und ratternden Maschinengewehren seine Gegner reihenweise umlegte, konnte erst 1931 verurteilt werden. Faulkner hat in seinen Roman eine Menge hineingepackt: Impotenz, Voyeurismus, Vergewaltigung, Schlägereien und Morde, Lynchjustiz, irrtümliche Todesurteile. Kein Wunder, dass die Veröffentlichung 1931 für einen Skandal sorgte. Trotzdem wurde der Roman zwei Jahre später verfilmt und ein Kassenschlager. Ich fand ihn gruselig und habe das Buch am Nachmittag zurückgestellt ins Regal und ein Buch zwei Regalbretter tiefer entdeckt, das von einem Autor geschrieben wurde, von dem ich bereits die Kurzgeschichte „Die Küchenuhr“ gelesen hatte.

Es war von Heinrich Böll und hatte den Titel „Wo warst Du Adam?“ Für dieses Buch erhielt er 1951 den Preis der Gruppe 47 mit einem Preisgeld von 1000 DM und in der Folge einen Autorenvertrag bei Kiepenheuer & Witsch. Er war damals 33 Jahre alt, also so alt wie meine Mutter, als sie ihren fünften Sohn zur Welt gebracht hatte. Die folgende Inhaltsbeschreibung fand ich in Wikipedia. „Neun, nur lose verbundene Kapitel fügen sich zu einer Collage aus Eindrücken und ergeben ein erschütterndes Bild der Zerstörungen durch den Krieg. Es werden die Geschichten verschiedener Personen erzählt, die direkt oder auch nur indirekt den Weg des Oberleutnant Adam Feinhals kreuzen: Vorgesetzte, Kame-raden, eine alte slowakische Wirtin, die die Deutschen vorrücken sah und ihren Rückzug erlebt, die jüdisch-katholische Ilona, deren Weg in einem Konzentrationslager endet: Sie sind alle Leidtragende eines nicht enden wollenden Prozesses der Zerstörung, mit der die gewaltige Kriegsmaschinerie die Grenzen der Unmenschlichkeit verschiebt. Bölls Sprache spiegelt die allgemeine Hoffnungslosigkeit: Natur und Menschen sind müde, farblos und kaputt nach den Jahren der Zerstörung. Essen und Trinken werden in den Schilderungen zu ebenso wichtigen Nachrichten wie die Schilderung der Natur, deren Leere der Leere des menschlichen Geistes entspricht. Den Ereignissen des Krieges zum Trotz und wider besseres Wissen dürsten die Charaktere dennoch nach Leben und Liebe. Doch Böll enttäuscht jede Hoffnung und zeigt die Absurdität menschlichen Lebens im Krieg: Feinhals Vorgesetzter wird bei der Kapitulation vor den Russen durch einen Blindgänger getötet, Ilona wird brutal ermordet, und Feinhals selbst stirbt am Ende auf der Schwelle seines Elternhauses durch eine deutsche Granate, eine weiße Kapitulationsfahne wird sein Leichentuch.“

Am Dienstag bin ich um neun zu Bett gegangen, um noch zwei Stunden Böll zu lesen. Danach konnte ich nicht einschlafen und habe mich im Bett gewälzt. Am nächsten Tag, dem ersten Schultag nach den Ferien erfuhr ich, dass meine Lateinschulaufgabe vor Weihnachten mit 5 benotet wurde. Am Nachmittag habe ich Bölls Buch bis zum bitteren Ende gelesen. Danach wusste ich, was mich gestern Nacht umtrieb: Wenn das Leben Chaos bedeutet und auch die Liebe letztlich vom Scheitern bedroht ist, dann wird es schwierig. Die Hoffnung, dass jeder Konflikt im Leben eine Aneinanderreihung von Lernprozessen ist und ich am Ende geläutert oder gereinigt aus dem Wirrwarr auftauchen werde, wird zur Illusion. Aber ohne Illusion kann das Leben zur Qual werden. Lieber glücklich sterben, als verzweifelt und voller Sünden, die man sich selbst nicht verzeihen kann. Da ich niemanden mehr hatte, der mich wohlmeinend mit einem ‚Ego te absolvo‘ von meinen Sünden befreit, gab es eigentlich keine Leitplanke außer Muttis simplem Spruch, dem ich seit meiner Einschulung folge: Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem anderen zu.



Unser neues Haus in Ebenhausen hatte einen Vorteil: Einen etwa dreißig Quadratmeter großen Raum im Keller, in dem wir nun im Licht zweier Neonröhren ganzjährig zu zweit, im Doppel oder Rundlauf Tischtennis spielen konnten. Das tat ich heute mit Klaus ausgiebig und danach verschwanden die Schrecken des Krieges wie schlechte Träume nach dem Frühstück. Krieg war bisher nur fünf Buchstaben für mich, aber alle Erwachsenen um mich herum hatten ihn hautnah erlebt. Sie sprachen aber



nicht darüber. Weder mein Vater, Otto oder Fred Bieger, der am späten Nachmittag zu Besuch kam. Da er am Dreikönigstag kein Glück hatte, war er wiedergekommen. Diesmal blieb er und war, wie man auf dem Foto sehen kann, wie stets zu Scherzen bereit. Zum Abendessen holte er zwei Flaschen Weißwein aus der Schweiz aus seinem Auto. Er lobte diesen ‚Fendant‘ genannten Wein aus dem Kanton Wallis als etwas ganz Besonderes und sorgte dafür, dass alle, auch ich, sie leer tranken. Der Unterhaltung, die er mit Mutti und Otto führte, konnte ich entnehmen, dass er mit dem Mannequin, mit der er im Sommer am Hohenpeißenberg aufgetaucht war, inzwischen verheiratet ist, in der Stadt Lugano am gleichnamigen See in der Südschweiz nahe Italien

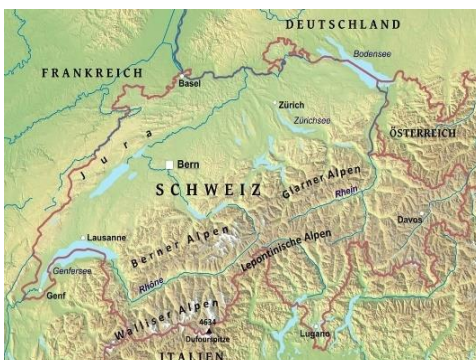


wohnt und für das Unternehmen Cosmos Tours arbeitet, das Europareisen für wohlhabende Kunden aus den USA, Kanada oder Australien organisiert. Fred war etwa so alt wie Heinrich Böll oder meine Mutter. Ich hatte keine Ahnung, was er im Krieg erlebt hat.

Er war einer der ältesten Freunde von Mutti und kannte noch meinen Großvater, als der das Kurheim zu Kriegszeiten betrieb. Jetzt war er von Tante Hertha Warenburg geschieden und lebte in der Schweiz mit dem inzwischen schwangeren Mannequin. Als er gegen zehn Uhr das Haus verließ begleitete ich ihn zu seinem Auto. Auf dem Parkplatz vor der Garage stand eine fabrikneuer weißer Volkswagen mit ovalem Nummernschild. Das war ein Zollschild, mit dem er den Volkswagen ohne Probleme in die Schweiz über-führen konnte. Ich war etwas enttäuscht von seinem Auto. Das war Ottos Auto. Es sah nicht aus wie das Mercedes-Kabriolett, mit dem Fred bisher aufgefallen war.



Ich wusste, dass Fred gut Englisch sprach und nach Kriegsende als Übersetzer für die Amerikaner in Frankfurt und München gearbeitet hatte. Er sah aber aus wie ein Franzose und sprach auch Französisch. Aber Italienisch? Das sprechen sie im Tessin, dem größten Teil der italienischen Schweiz auf der Alpensüdseite, der von Italien umgeben ist.





Wie schon gesagt, von Fred selbst wusste ich nicht viel. Von Mutti wusste ich, dass er bisher mit Tante Hertha verheiratet war, deren Vater eine Handelsfirma für Bohrkern mit Industriediamanten in München-Bogenhausen betrieben hatte. Von Kriegsende bis zur Währungsreform gab es aber keinen Handel mit Diamanten. Den konnte das Haus Warenburg erst nach Einführung der D-Mark wieder aufnehmen. Der Firmensitz befand sich im geräumigen Stadthaus der Familie an der Möhlstraße im Villenviertel Bogenhausen auf der rechten Isarhöhe, nördlich von Friedensengel und Prinzregentenstraße Richtung Effnerplatz. Ich selbst hatte es nicht gesehen, aber von Mutti wusste ich, dass Herthas Vater recht wohlhabend war. Das geräumige Haus hatte auch Gästezimmer und wenn sie nach München kam, konnte sie dort übernachten. Das war praktisch, denn in den Jahren nach Kriegsende fuhr sie oft nach München, um auf dem Schwarzmarkt in der Möhlstraße Waren zu kaufen, die es auf dem Land nicht mehr gab. Die großen Kaufhäuser in der Innenstadt waren fast alle zerstört und der Handel war zum Erliegen gekommen. Viele Menschen waren in die zerbombte Stadt geflohen. Die Amerikaner nannten die entwurzelten Menschen *Displaced Persons*. Darunter waren neben Zwangsarbeitern, die in das Reich verschleppt wurden, auch überlebende Juden. Die US-Armee und internationale Hilfsorganisationen versorgten diese Menschen. Die hatten dadurch Zugang zu Waren, die im Rest Deutschlands nur schwer erhältlich waren. Bald begannen sie Nahrungsmittel und Kleidung aus ihren ‚Care-Paketen‘, sowie Genussmittel wie Kaffee, Zigaretten und, Alkohol zu tauschen und zu verkaufen. In unmittelbarer Nähe der jüdischen Organisationen in der Möhlstraße entwickelte sich so im Frühjahr 1945 ein geschäftiges Marktleben. Aus den USA bekamen die Überlebenden der Vernichtungslager wie die Zwangsarbeiter aus den besetzten



Gebieten auch Mangelware wie Rasierklingen, Schnürsenkel, Luxuswaren wie Nylonstrümpfe oder Schokolade. Die Amis duldeten dies genauso wie das Marktwesen, um die DP's zu unterstützen. 1948 gab es mehr als hundert Geschäfte in der Möhlstraße: Lebensmittelgeschäfte, Textiläden, Juweliers, Kürschner, Buchhandlungen, Läden

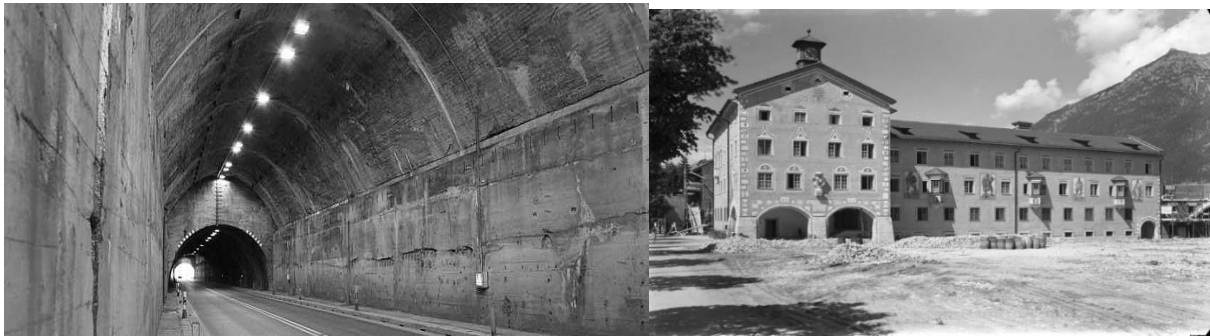
für jüdische Ritualgegenstände, koschere Metzgereien und Restaurants. Als Merkmal eines spezifisch jüdischen Marktes blieben alle Geschäfte samstags wegen der Schabbat-Ruhe geschlossen. Zum Ausgleich konnte man aber sonntags einkaufen. Dann waren tausende Menschen unterwegs, darunter manchmal auch Mutti. Ob sie Fred auf diesem Markt begegnet war oder schon vorher kennengelernt hatte, wusste ich ebenso wenig wie den Altersunterschied zwischen Fred und Mutti. Vielleicht war er so alt wie mein Vater und einer von seinen Freunden. Fred war jedenfalls ab Sommer 1935 wehrpflichtig und muss den Eid auf den Führer abgelegt haben. Als am 5. Mai 1945 die Heeresgruppe G in München vor den amerikanischen Truppen kapitulierte und die Urkunde von General Hermann Foertsch unterzeichnet worden war, hatte Hitlers Hauptstadt der Bewegung nur noch 470.000 Einwohner. Wenige Monate später wurde Fred Bieger als Dolmetscher und Übersetzer



der Amerikaner angestellt und war oft in Frankfurt. Dort hatten die Amerikaner das riesige Verwaltungsgebäude der IG Farben, des größten Industrieunternehmens des Reiches, übernommen und ihr Hauptquartier für die amerikanische Besatzungszone eingerichtet. Das hatte ich von Mutti erfahren. Die Amis hatten ihm wie unserem Großvater als Kreisarzt, sogar ein Auto zugeteilt. Am Kurheim gab es zwar eine Schreibmaschine, aber die stand meist abgedeckt in Opas früherem Sprechzimmer. Es war das erste Mal, dass ich, vier oder fünf Jahre alt,

vom Klappern und Geklingel magisch angezogen, zu Fred eilte, um ihm zu zusehen, wie er mit einer Zigarette im Mundwinkel mit seinen Fingern die Tasten der Schreibmaschine bediente. Er drückte seine Zigarette aus, hob mich hoch, setzte mich auf seinen Schoß zwischen seine Arme und tippte weiter auf die Tasten, bis das Blatt Papier auf der Rolle voller schwarzer Buchstaben war, die ich nicht verstand. Dann zog er das Blatt von der Rolle, legte es auf dem Tisch ab, faltete es und steckte es in einen Umschlag. Später ging er mit dem Brief zu seinem Auto, winkte einmal kurz, stieg ein und fuhr weiter nach Garmisch, wo die Amerikaner seit Mai 1945 die für die Olympiade errichteten modernen Gebäude beschlagnahmt und mit ihren Dienststellen besetzt hatte. Dort hat er wohl das Stück Papier im Umschlag abgegeben.

Die Gemeinden Garmisch und Partenkirchen, die 1935 für die Winterolympiade zu einer Marktstadt vereint wurden, hatten 1939 etwa 18.000 Einwohner. Im Juni 1945 kamen 17.500 Flüchtlinge und Kriegsgefangene sowie 7.500 *displaced persons* dazu. Die Olympischen Spiele waren 1931 an das Deutsche Reich vergeben worden. Bei den Reichstagswahlen vom Herbst 1930 konnte die NSDAP ihren Stimmanteil von 3,2% auf 18,3%, im Juli 1931 auf 37,2% und vergrößern. Im Juli 1932 verlor sie zwar 4,2%, aber im März 1933 erreichte sie 43,9%, ergriff die Macht und verbot alle anderen Parteien. Bereits 1934 wurde die Landstraße von München, der Hauptstadt der Bewegung, nach Partenkirchen Teil einer ‚Reichsstraße 2‘ bezeichneten Fernverkehrsstraße. Danach wurden unübersichtliche Ortsdurchfahrten beseitigt, verbreitert oder neugepflastert, neue Brücken angelegt,



starke Krümmungen gestreckt und große Teile der Fahrbahndecke erneuert. Im Norden von Garmisch wurden bei Eschenlohe sogar zwei Tunnel gebaut. Einer von 60 Meter und der andere von 260 Meter Länge. Sie wurden innerhalb eines Jahres ebenso fertiggestellt, wie das neue prächtige Rathaus für die nun vereinte Gemeinde Garmisch-Partenkirchen. Auch der Bau der Sportanlagen wie Loipen, Skipisten, der großen und kleinen Sprungschanze, Natureisbahn, Kunsteisbahn und Unterkünfte für die Athleten wurden aus Berlin großzügig finanziert. Aber erst Ende 1935 unterlagen die Befürworter eines Boykotts der Spiele aus Amerika und Europa in einer Abstimmung mit 56 Stimmen den Befürwortern der Spiele mit 58 Stimmen und damit war die Durchführung der Spiele gesichert. Die geschätzten Kosten waren zwei Millionen Reichsmark. Ein durchschnittliches Monatseinkommen betrug damals 150 Reichsmark.



Am 20. Januar 1936 eröffnete der Führer mit einer Auto-Kolonne von München nach Garmisch-Partenkirchen die vom Volk ‚Olympiastraße‘ genannte Straße. In München wurde nördlich der ersten Teilstrecke der Olympiastraße zwischen Mittersending und Kreuzhof die Oberlandsiedlung errichtet.

Die mehrgeschossigen Wohnblöcke am Südrand Münchens rahmten nun die Stadteinfahrt aus Richtung Starnberg durch die damals beschauliche Forstenrieder Allee. Der Führer selbst eröffnete die ersten in Deutschland ausgetragenen Olympischen Spiele am 6. Februar 1936. Sie dauerten zehn Tage und konnten mit Superlativen aufwarten: Erstmals bei Olympischen Winterspielen wurde die ‚Alpine Kombination‘ für Frauen und Männer (ein Abfahrtslauf und zwei Slalomdurchgänge) in das Programm aufgenommen und zum ersten Mal brannte bei Olympischen Winterspielen ein olympisches Feuer. Auch mit 28 teilnehmenden Nationen wurde ein neuer Rekord aufgestellt. Von den Januar 1936 gemeldeten 1.074 Sportlern traten 756 in 17 Wettbewerben und zwei Demonstrationswettbewerben (Eisstockschießen, Militärpatrouille) an. 600.000 Zuschauer hatten Eintritt bezahlt. Allein am Schlußtag mit dem Spezialsprunglauf kamen 130.000 Zuschauer in das Stadion.



Die Sportstätten kosteten 2,6 Millionen Reichsmark, 200.000 RM mehr als die Einnahmen. Kein schlechtes Betriebsergebnis. In dieser Summe waren die Bauten des neuen Rathauses, der Tunnel bei Eschenlohe und der Ausbau der Olympiastraße ebenso wenig inbegriffen wie die der Jägerkaserne oder die Artilleriekaserne der 1. Gebirgsjäger-Division der Wehrmacht, die zeitgleich entstanden. Am 16. Februar 1936 kam die Wagenkolonne des Führers zur Abschlussfeier der Spiele vor 130.000 Zuschauern wieder nach Garmisch.

Drei Wochen später erfuhr die Welt, wozu der Führer die Zeit der Olympiade genutzt hatte: Zur Vorbereitung der Besetzung des entmilitarisierten Rheinlands, aus dem die Franzosen sich 1930 zurückgezogen hatten. Am Todestag des Reichspräsidenten Paul von Hindenburg, dem 2. August 1934, übernahm Hitler dessen Amt als Staatsoberhaupt. Der Reichswehrminister Werner von Blomberg begann die Soldaten der Reichswehr auf den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler zu vereidigen. Seit der Wiedereinführung der Wehrpflicht 1935 ersetzte die Wehrmacht die Reichswehr der Weimarer Republik, die ein Berufsheer von 100.000 Mann zuzüglich einer 15.000 Mann starken Marine gewesen war. Deutschland durfte schwere Waffen weder herstellen, erwerben noch mit solchen exerzieren. Der Vertrag von Versailles erlaubte weder eine Wehrpflicht noch die Besetzung des Rheinlands durch die Wehrmacht. Aber die erfolgte drei Wochen nach der Abschlussfeier der Winterspiele in Garmisch. Am 7. März 1936 überquerten 30.000 Soldaten der Wehrmacht die Rheinbrücken und begannen den Einmarsch in das entmilitarisierte Rheinland. Sie errichteten Garnisonen in Aachen, Trier und Saarbrücken. Mein Vater war damals 21 Jahre alt. Von Mutti wusste ich, dass er sich als achtzehnjähriger auf Drängen seines Vaters, der als Major dem Kaiser gedient hatte, bei der Reichswehr beworben hatte und auch aufgenommen wurde. 1935 wurde er Teil der Wehrmacht und war am Einmarsch beteiligt. Die Bevölkerung empfing die Soldaten mit Freude und Jubel und viele Bürger boten ihnen freies Quartier an. Dazu gehörte in der Kleinstadt Opladen auch ein Arzt, der eine Tochter hatte, die ein paar Jahre jünger war als mein Vater. Friedrich-Wilhelm wurde beim Doktor einquartiert und dort wohl einige Zeit stationiert. Dann waren die Beratungen des Völkerbunds über den Vertragsbruch Deutschlands gescheitert. Es konnte keine einheitliche Stellungnahme oder ein

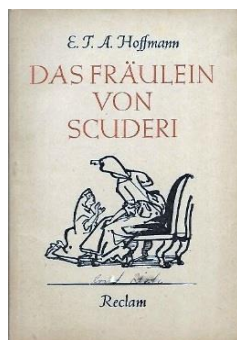


Beschluss über Sanktionen gegen Deutschland erreicht werden und der Völkerbund konnte in keiner Weise intervenieren. Frankreich wie das Vereinigte Königreich protestierten zwar, aber griffen nicht ein. Der Führer hatte das Rheinland und seine Industrie ohne einen Schuss unter die volle Hoheit des Reiches gebracht und eine der Bestimmungen des

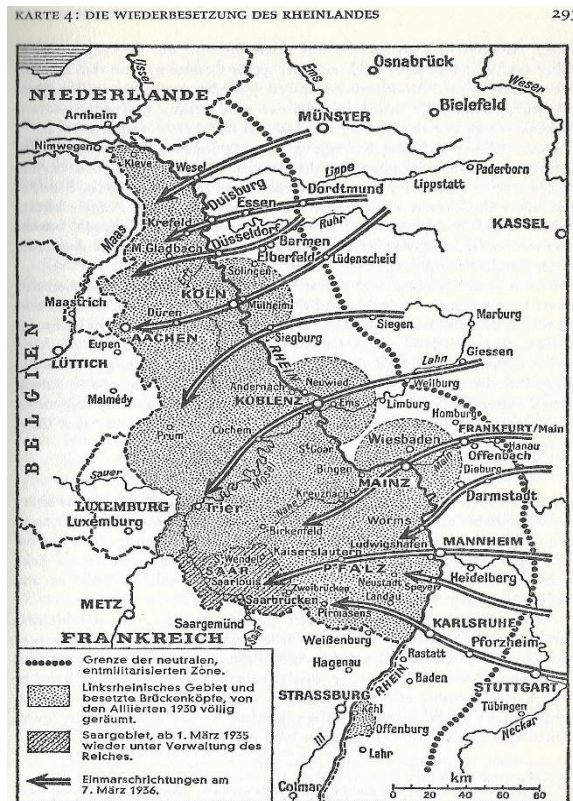
erreicht. Mein Vater scheint jedenfalls Opladen bei Köln nicht ben, denn sechzehn Jahre sich von der Mutter seiner den Hohenpeißenberg, fand Prokurist im Rheinland und Scheidung von unserer tochter in Opladen. Am 21. gebar sie seinen sechsten Vornamen seines im Januar gefallenen jüngeren Bruders zweiter amtlicher Vorname war der Ehemann Annas, der frau Maria, der Mutter der Großvater von Jesus. Vater bei der Namensvergedacht und seine zweite nicht. Ich wusste nur wenig heit der Erwachsenen. Zu wenig Antworten. Die

nicht gerne über gestern und die Frauen, die in der Heimat auf die Rückkehr der Kriegshelden gewartet hatten, schwiegen oder beteuerten ihre Unwissenheit. Es war schwierig meine Mutter unter vier Augen zu befragen, aber ich war entschlossen das bei Gelegenheit zu tun.

Obwohl ich zwei Gläser von Freds Fendant aus der romanischen Schweiz getrunken hatte, habe ich danach noch Physik gebüffelt, weil am nächsten Tag eine Schulaufgabe bevorstand. Die fand in der ersten Stunde statt. In der zweiten folgte eine Deutschstunde, in der dritten bin ich während des Griechisch-Unterrichts eingeschlafen. Zu Hause, nach dem Essen, im Wohnzimmer erneut gepennt. Dann habe ich die Hausaufgaben in Griechisch und Latein erledigt, ein Bild gemalt und Tischtennis gespielt. Nach dem Abendessen ging ich zu Bett und fing an das kleine gelbe Reclam Bändchen mit einer Erzählung von E.T.A. Hoffmann zu lesen. Sie hatte den Titel „Das Fräulein von Scuderie“ und den Untertitel „Eine Erzählung aus dem Zeitalter Ludwigs XIV.“ Das dünne Heftchen von achtzig Seiten gehörte zur Pflichtlektüre der zehnten Klasse wie Maria Stuart. Der Autor wurde 1766 geboren und war damit sechs Jahre jünger als Friedrich Schiller. Hoffmann starb 1822, Schiller 1805. Hoffmanns Novelle wurde im September 1819 gedruckt. Es war sein letztes Werk. Das entnahm ich der kurzen Biografie auf der Innenseite. Er war nicht nur ein bedeutender Schriftsteller der deutschen Romantik sondern wirkte auch als Jurist, Komponist, Kapellmeister, Musikkritiker, Zeichner und Karikaturist. Er war vielseitig talentiert und hat zahlreiche literarische wie musikalische Werke geschaffen. Als Literat bevorzugte er die Prosa und nutzte die Erzählung oder Kurzgeschichte oder Novelle um seine Geschichten zu beschreiben. Das Fräulein von Scuderi ist eine Kriminalgeschichte und so geschrieben, dass von Anfang an Spannung entsteht. Die Sprache ist klar und deutlich, da purzeln keine Jamben, sondern die Worte reihen sich dicht an aneinander, öffnen den Raum und führen den Leser in die fremde Welt der Erzählung. Sie beginnt mit den folgenden Sätzen: „In der Straße St. Honoré war das kleine Haus gelegen, welches Magdaleine von Scuderi, bekannt durch ihre anmutigen Verse, durch die Gunst Ludwigs XIV. und der Maintenon, bewohnte. Spät um Mitternacht – im Herbst des Jahres 1680 – wurde an dieses Haus hart und heftig angeschlagen, daß



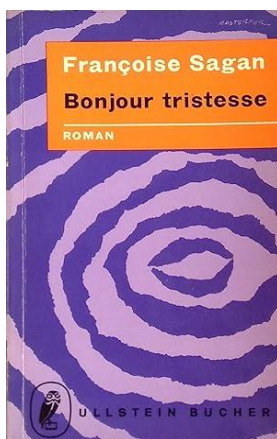
weitere Revision Versailler Vertrags die Arzttochter aus vergessen zu ha-später trennte er fünf Söhne, verließ eine Anstellung als heiratete nach der Mutter die Arzt-September 1954 Sohn, dem er den 1945 in Ostpreußen gab, der auch mein ist: Joachim. Der Mutter der Jung-Gottes und damit Daran hat mein gabe sicher nicht Frau wohl auch von der Vergangenviele Fragen, zu Männer redeten



293

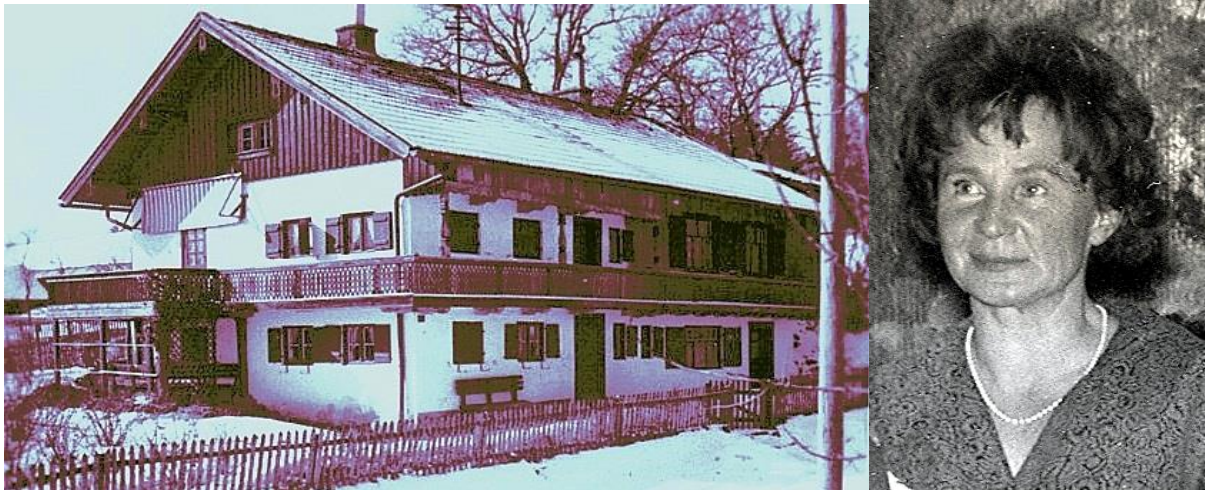
es im ganzen Flur laut wiederhallte. – Baptiste, der in des Fräuleins kleinem Haushalt Koch, Bedienung und Türsteher zugleich vorstellte, war mit Erlaubnis seiner Herrschaft über Land gegangen zur Hochzeit seiner Schwester, und so kam es, daß die Martiniere, des Fräuleins Kammerfrau, allein im Hause noch wachte. Sie hörte die wiederholten Schläge, es fiel ihr ein, daß Baptiste fortgegangen und sie mit dem Fräulein ohne weitem Schutz im Hause geblieben sei; aller Frevl von Einbruch, Diebstahl und Mord, wie er jemals in Paris verübt worden, kam ihr in den Sinn, es wurde ihr gewiß, daß irgend ein Haufen Meuterer, von der Einsamkeit des Hauses unterrichtet, da draußen tobte, und eingelassen ein böses Vorhaben gegen die Herrschaft ausführen wolle, und so blieb sie in ihrem Zimmer zitternd und zagend und den Baptiste verwünschend samt seiner Schwester Hochzeit. Unterdessen donnerten die Schläge immer fort, und es war ihr, als rufe eine Stimme dazwischen: So macht doch nur auf um Christus willen, so macht doch nur auf!“

Ich las noch ein paar Seiten weiter und knipste um Mitternacht die Nachttischlampe aus. Am nächsten Tag fühlte ich mich „ausgeschlafen. Es hat 15 cm geschneit. Papp, durch Matsch nach München. Im Zug wie jeden Tag die drei Mädchen. Schule geht wieder. Nach Mittag zu Hause gelesen. Englisch und Griechisch. Tischtennis. Nach Abendessen Radio und Tischtennis. Physik.“ Am Samstag ist „der Chor ausgefallen, nach Mittag gelesen, Frl. von Scuderi, Kaffee, Zeitung gelesen, Radio, Fußball gehört. Spazieren -> Kino, mieses Wetter, Abend Streit, ausgelöst durch Bundeswehr. Gemalt, English, Latein. Mit Frl Scuderi im Bett. 12 Licht aus.“ Am Sonntag gehe ich statt zur Kirche in Irschenhausen spazieren. „Mittags gab es Braten und eine Aussöhnung in Sachen Bundeswehr.“ Wie die sich ergab, steht nicht im Kalender. Ich nehme an, dass Otto nachgegeben hat, denn um „½ 3 fuhren alle außer Jan nach Murnau, um Renates Geburtstag nachzufeiern und ich blieb zu Hause, um auf ihn aufzupassen. Er war noch keine vier Jahre, aber konnte sich schon selbst beschäftigen. Ich habe Radio gehört, in Ottos Arbeitszimmer gewühlt und ein Buch gefunden, das wahrscheinlich meine Mutter gelesen und Otto dort abgestellt hatte: Im Kalender steht: „Bonjour tristesse von Françoise Sagan gelesen und toll“. Wahrscheinlich, weil ich in ihm fand, was der Klappentext versprach: „Als *Bonjour tristesse* 1954 erschien, löste das Buch einen Skandal aus. Die Geschichte der 17-jährigen Cécile, die aus Langeweile und Angst vor bürgerlicher Normalität die potenzielle Ehefrau ihres Vaters in den Selbstmord treibt, ist eine geradezu klassische Tragödie – in einem neuen, modernen Tonfall erzählt. Nicht nur die für jene Zeit recht freizügige Darstellung von Erotik, auch der illusionslose Blick, den die jugendliche Ich-Erzählerin auf die Liebe und die Erwachsenenwelt wirft, schockierte die Leser. Das Buch wurde weltweit zum Millionenbestseller und seine Autorin über Nacht berühmt. Mit ihrem betont anti-bürgerlichen und existenzialistisch gefärbten Debütroman traf Sagan das Lebensgefühl ihrer Generation, die der großen Absurdität des Daseins mit lässiger Melancholie, ausschweifender Genuss-sucht oder mit Weltekel begegnete. Man sollte sich durch den leichten, unterhaltsamen Stil des Romans nicht täuschen lassen: Unter der glatten Oberfläche geht es um die zeitlose Frage nach dem richtigen Handeln und Leben.“ Ich habe nachmittags angefangen es zu lesen, zwischendrin für mich und Jan Spiegeleier gebraten und nachdem ich ihn zu Bett gebracht



hatte, voller Begeisterung etwas weitergelesen. Aber als ich dann selbst im Bett lag, konnte ich zwei Stunden lang nicht einschlafen, weil mir „Gedanken für ein Buch durch den Kopf gingen.“

Am Montag „verschlafen, 9 auf ½ 10 rein. Schule mies, Musik gut. Mein Buch schreiben! Wo bist du Françoise? Gelesen, gelernt Physik den ganzen Nachmittag und Abend.“ Am Tag darauf „Physik-schulaufgabe gut, konzentriert 2? Heim im Regen, Essen gemacht, gemalt, Tischtennis, Kaffee, Deutsch, Inhaltsangabe Scuderi. Abendessen, mit Otto und Karl-Heinz, um 8 zu Frau Wohlers zum Fernsehen. Interessant Gruppe 47.“ Frau Wohlers war wie Otto bei der Stiftung angestellt. Sie arbeitete als Sekretärin und lebte in einem alten Bauernhaus in Irschenhausen, das Hollerhaus genannt wurde. Holler ist eine Abkürzung für Hollunder. Aber es war Winter und zudem unwichtig.



Frau Wohlers lebte nicht allein in dem Haus, sondern bewohnte wie Tante Manna nur den Großteil des ersten Stockwerks. In den anderen Räumen wohnten Untermieter. Ich habe sie damals zum ersten Mal gesehen. Ihre Begrüßung war herzlich, sie hatte schon von mir gehört und freute sich über „den gut-aussehenden jungen Mann kennen zu lernen, den ihr Herr Kreppel bisher vorenthalten hat.“ Hinter den großen Fenstern im ersten Stock über der zweiten Eingangstür zu der Einliegerwohnung im Erdgeschoß befand sich ihr Wohnzimmer mit der Atmosphäre eines Salons wie bei Tante Manna. Hinter einem Brokatvorhang gab es einen Nebenraum mit Fenster zum Garten mit einer Bettcoach, zwei Armsesseln, einem Stuhl und einer Kommode, auf der ein Fernseher stand mit dem man das Erste Deutsche Fernsehen in schwarz/weiß über eine Antenne auf dem Dach empfangen konnte. Ich hatte bisher nur gelegentlich bei Frau Tresselt, die den Hubertushof in unserer Nachbarschaft an der Bergstraße in Hohenpeißenberg bewirtschaftete, am Nachmittag Teile einer Serie gesehen, die auf einer Farm in Amerika spielte und ‚Bonanza‘ hieß. Frau Tresselt hatte denselben Fernseher wie Frau Wohlers. Ich hatte aber weder Abendnachrichten oder gar eine Gesprächsrunde im Fernseher gesehen. Nun saß ich wie Mäuschen mit spitzen Ohren auf dem Stuhl zwischen den Erwachsenen und sah eine ‚Reportage‘ über die Gruppe 47, die 1951 Heinrich Böll ihren Preis von 1000 Mark für sein dem Buch ‚Wo warst du Adam‘ verliehen hatte. Als Gruppe 47 wurden die Teilnehmer an den deutsch-sprachigen Schriftstellertreffen bezeichnet, zu denen Hans Werner Richter seit 1947 die Teilnehmer einlud. Die Treffen dienten der gegenseitigen Kritik der vorgelesenen Texte und der Förderung junger, noch unbekannter Autoren. Der in demokratischer Abstimmung ermittelte Preis der Gruppe 47 erwies sich für viele Ausgezeichnete als Beginn ihrer literarischen Karriere. Die Gruppe 47 besaß keine Organisationsform, keine feste Mitgliederliste und kein literarisches Programm, wurde aber durch Richters Einladungspraxis geprägt. 1955 erhielt Martin Walser den Preis und Günther Grass 1958 für den damals noch unveröffentlichten Roman ‚Die Blechtrommel‘. Die Gruppe entwickelte sich zu einer einflussreichen Institution im Kulturbetrieb der Bundesrepublik Deutschland, an deren Tagungen inzwischen 150 Autoren, Kritiker, Verleger, Filmleute, das Fernsehen und so weiter teilnahmen. Die Gruppe wurde zum literarischen Markt. Manuskripte wurden gehandelt, die Autoren bereiteten sich speziell auf die Gruppenlesungen vor.



Erfolg oder Misserfolg der Lesung vor der Riege der anwesenden Verlagsvertreter konnte über ihre literarische Karriere entscheiden. Inzwischen war der kulturelle und politische Einfluss der Gruppe 47 Gegenstand zahlreicher Debatten unter Intellektuellen wie Otto und Karl Heinz, die sich alsbald mit sehr gegenläufigen Kommentaren am verbalen Austausch auf dem Bildschirm beteiligten. Auch Frau Wohlers hielt sich nicht zurück und war anscheinend sehr belesen, denn sie erkannte viele Namen von Schriftstellern, die dort zu Worte kamen oder erwähnt wurden. Sie war die Älteste der drei

Erwachsenen vor diesem Fernseher, dessen Bilder zwar in schwarz/weiß aufgenommen waren, aber ein leicht bläuliches Licht erzeugten und ihre Gesichter fahl beleuchtete. Frau Wohlers war etwa so alt wie meine Mutter, also etwa zehn Jahre älter als Otto oder Karl Heinz, die Mitte der zwanziger Jahre geboren wurden und bei Kriegsende ungefähr zwanzig Jahre alt waren. Sie gehörten damit zu der Generation, die als Jugendliche im Dritten Reich groß wurden, seinen Zusammenbruch erlebt und sich daran gemacht hatten, das Erlebte schreibend zu bewältigen. Sie waren Zeitzeugen und mir näher als Schiller und Goethe, die ihre Erfahrungen machten, als Europa durch die Französische Revolution erschüttert worden war. Hitler hatte die gedruckten Werke der Heroen der deutschen Klassik nicht verbrannt. Im Gegenteil: Für die Nazis waren sie Zeugen für die geistige Überlegenheit der germanischen Rasse und die Germanisten des Reiches beseitigten sie nicht aus dem Curriculum der Oberschulen und Gymnasien. Im Gegenteil. Namhafte Professoren, Literaturwissenschaftler, Deutschlehrer und Schriftsteller stellten die Dichter des Sturm und Drang sowie des Klassizismus – Goethe, Schiller, Storm, Kleist, Lessing – als wahre Nationalsozialisten und Nordmannsgeister hin, die Germanentum und Wikingertum schon immer in sich hatten. Literatur und Publizistik wurden systematisch in den Dienst der Unterdrückung gestellt. Auch Otto hatte Goethes Faust gelesen und möglicherweise ein Exemplar in seinem Tornister mitgeführt, wie angeblich die deutschen Soldaten mit Rilke im Gepäck in den ersten Weltkrieg gezogen sind. Die Nazis verbrannten öffentlich die Bücher der Gegenwartsliteratur ihrer Zeit, also der Zeugen der Nachkriegszeit des ersten Weltkriegs und der zwanziger Jahre so wie sie Kunstwerke aus dieser Zeit, als entartet aus den Museen verbannten aber nicht öffentlich verbrannten, sondern viele ins Ausland verkauften.



Was Böll, Grass oder Walschreiber war ihre ‚Gegenwartsliteratur‘. Sie beschrieben erst ihre vergangenen Kriegserfahrungen und später zunehmend die Gegenwart eines besetzten Landes, dessen Volk versuchte mit den Trümmern des Krieges auch die Erinnerung an den verlorenen Krieg zu beseitigen, um sich auf ein Leben im Kalten Krieg unter dem Schwert des Damokles, der nuklearen gegenseitigen Vernichtung vorzubereiten. So sahen Otto und Karl Heinz die

Welt, in der wir uns bewähren mussten. Sie waren bereit das Kreuz zu tragen, um unsere (auch meine) Freiheit gegen den Kommunismus militärisch zu verteidigen, obwohl sie Krieg und Zerstörung hautnah erlebt hatten. Ein Wort hatte ich mir gemerkt: Defätismus. Ich habe es später zu Hause nachgeschlagen: Es bezeichnet die Überzeugung, keine Aussicht auf Sieg und damit Erfolg zu haben, und eine daraus resultierende starke Neigung zum Aufgeben gekennzeichnete Haltung. Es war die der Drückeberger, Waschlappen und Feiglinge, die bereit waren, den Feind eher ins Land zu lassen, um es zu besetzen und seine Bevölkerung zu tyrannisieren und auszubeuten, als sich mannhaft zu wehren. Die Generation der Gruppe 47 hatte das Schlimmste erlebt. Sie erwarteten nicht die Rache der Feinde, die sie in ihrem eigenen Land nicht besiegen konnten. Aber die Feinde könnten über uns kommen und, wie die apokalyptischen Reiter der Offenbarung, alles Land bis zu den Küsten von Atlantik und Nordsee verwüsten und jeden Widerstand der Bewohner brechen, um ihr barbarisches System der bolschewistischen Revolution durchzusetzen. Die Gruppe 47 war für Otto ein Club von Linksintellektuellen, die vor lauter Skepsis die Gefahr nicht ernst nahmen, in der sich Bundesrepublik befand, die nicht nur besetzt war von den Siegermächten, sondern von ihnen auch zur Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht und dem Beitritt zu einem Bündnis gedrängt wurde. Es hat diesmal etwas länger gedauert als nach 1933, aber das Ergebnis einer Zweidrittelmehrheit der Bundestagsabgeordneten von 1954 war dasselbe: Die Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht für alle männlichen Bewohner vom vollendeten 18. Lebensjahr an. Es wurde eine Wehrpflichtdauer von 12 Monaten festgelegt. Das entsprechende Gesetz trat im Sommer 1956 in Kraft. Im Oktober 1956 ereignete sich der ungarische Volksaufstand und seine Niederschlagung durch die Rote Armee.

Das war die Zeit als Otto aus Linoleum Stempel schnitzte und damit Briefumschläge bedruckte: ‚Gestern Tibet, heute Ungarn, heute wir? NEIN!‘ Über die Wiedereinführung der Wehrpflicht bin ich wohl mit Otto am Sonntag in Streit geraten. Er verbat mir meinen Vergleich. Die Republik sei kein Führerstaat und die Bundeswehr nicht die Wehrmacht. Ihr Ziel sei nicht Eroberung, sondern kollektive Verteidigung des Westens gegen eine Supermacht, die einen Teil Deutschlands in Geiselhaf genommen hatte, um eine Wiedervereinigung in Frieden und Freiheit zu verhindern. Chruschtschows Beschwörung der ‚Koexistenz‘ zweier entgegen-gesetzter Gesellschaftssysteme, die gegenseitig darauf verzichten, den Krieg als Mittel zur Lösung von Streitigkeiten zwischen den Staaten anzuwenden, nannte Otto eine dialektische Propagandalüge, denn zugleich fordere Chruschtschow, dass die Sowjetunion militärisch gerüstet sein müsse, um den Frieden zu bewahren. Der sei aber erst möglich, wenn die sozialistische Ordnung überall den Sieg davon-getragen hat. Mit den Kommunisten gäbe es also keinen Frieden, sondern Klassenkampf, Unterdrückung und Atheismus, bis alle die *Sozialistische Internationale* singen. Nicht bei uns! Die Kommunistische Partei Deutschland, die von den Nazis verboten und verfolgt worden war, wurde in der Bundesrepublik Deutschland 1956 erneut verboten. Im Bundestag in Bonn waren seitdem nur Abgeordnete von drei Parteien vertreten. Seit 1949 regiert die CDU/CSU mit der FDP die Republik und auch 1964 war die SPD noch immer in der Opposition.

Auffallend war, dass ein großer Teil der 1964 versammelten Schriftsteller, Verlagsmenschen oder Literaturkritiker Männer von über dreißig Jahren mit Schlips, Jackett, Brille und Zigarette oder Pfeife waren. Günther Grass war zudem durch seinen Schnurrbart und dichten schwarze Haare gut zu erkennen. Er war mit Willy Brandt befreundet, was nicht nur Otto, sondern vielen anderen nicht gefiel. Ich hatte Grass dickes Buch ‚Die Blechtrommel‘ in seinem Bücherregal gesehen und nahm mir vor, es demnächst zu lesen. Es musste obszöne Szenen enthalten, denn Otto hatte das Wort benutzt: Obszön war ihm so zuwider wie Zynismus. Den mochte er ebenso wenig. Beide stünden in Widerspruch zu Anstand und Würde. Otto und sein Freund Karl Heinz, der Bildhauer, der einen Schnurrbart wie Günther Grass trug, wurden wie Grass Mitte der zwanziger Jahre geboren und hatten die letzten zwei bis drei Jahre des Krieges an der Ostfront verbracht. Karl Heinz lebte inzwischen mit seiner Frau Anne, Sohn Michael und Tochter Annette nicht mehr in München Nymphenburg, sondern in Wieling einem Weiler zwischen Traubing und Pöcking an der Olympiastraße unweit von Feldafing in einer Seitenstraße gegenüber dem Dorfgasthaus ‚Alte Linde‘. Dort hat er den Grund einer aufgelassenen Kiesgrube erworben und ein großes und helles Atelier mit Wohnung für die Familie erbaut. Er



brachte uns nach dem Ende der Sendung nach Hause und fuhr gleich weiter nach Wieling.

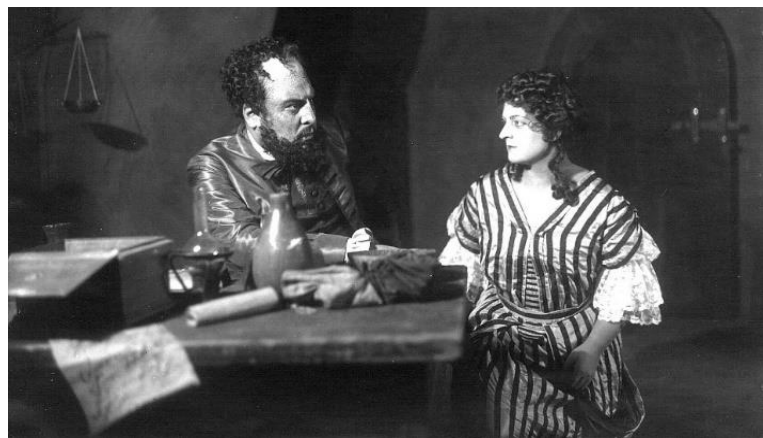
Ich zog mich in mein Zimmer zurück, denn ich hatte die Inhaltsangabe des ‚Fräulein von Scuderi‘ noch nicht in das Deutschheft geschrieben, das ich morgen bei Dr. Heinz abgeben musste und machte mich unverzüglich daran, die Gruppe 47 aus meinem Kopf zu vertreiben, um meine krakeligen Notizen zum Inhalt der Novelle von 1819 in Schönschrift umzusetzen. Von 9 ¼ bis 11 Uhr habe ich Inhaltsangabe in Schulheft in mein Deutschheft geschrieben „Um Mitternacht beehrte ein Jüngling vor dem Hause des Fräuleins von Scuderi in der Gasse St. Honore von deren Zofe, Frau Martiniere, Zutritt zum Fräulein. Als die nach langem Zögern öffnete, drängte er sie stürmisch, ihn zu ihr zu bringen. Als ihm die Martiniere ihm sich darauf in den Weg stellte, bedrohte er sie mit einem Stilett, flüchtete aber als er Schritte vernahm und drückte der Entsetzten ein Schmuckkästchen in die Hand. Sie erzählte die ganze Affäre Batist dem Diener, der durch



sein Nahen den Unhold verjagt hatte. Batiste riet ihr mit Hinblick auf die damals akute Giftmischerei in Paris, das Kästchen wegzuworfen. Dann berichtet der Autor von der Giftmischerei, die durch ein geheimes undefinierbares Gift ausgelöst, ein solches Ausmaß erreicht hatte, daß sich niemand mehr sicher fühlen konnte. Nachdem dieses Übel endlich eingedämmt war, tauchte ein neues auf. Eine Bande von Juwelendieben trieb ihr Unwesen auf den Straßen der Stadt und beraubte jeden, der Juwelen besaß. Selbst der Gerichtshof, der unter der Leitung seines Präsidenten la Regnie die Bekämpfung der Verbrecherbande begann, hatte mit seinen Nachforschungen keinen Erfolg. Als die gefährdeten Liebhaber einen Brief an den König richteten, in welchem sie klagten, daß ihnen die Galanterie gebiete, der Geliebten ein reiches Geschenk zu bringen, sie allemal ihr Leben daran setzen müßten. Ehre und Lust sei es, im ritterlichen Kampf sein Blut für die Geliebte zu verspritzen; anders verhalte es sich aber mit dem heimtückischen Anfall des Mörders, gegen den man sich nicht wappnen könne. Der König, den man in dieser Sache gewinnen konnte, fragte nun auch das Fräulein von Scuderie, deren Einfluss bei Hofe groß war, weil die alte Dame als weise und gütig angesehen wurde, was sie von der Klage der Liebhaber halte. Ihre Antwort war: ‚Ein Liebender, der die Diebe fürchtet, ist der Liebe nicht würdig‘. Nach diesem geschickten Spruch überließ es der König wieder la Regnie und seinem Gerichtshof gegen die Räuber vorzugehen.

Als sie nach Hause kam, übergab Martiniere ihr die Schatulle und als die Scuderi sie öffnete glänzte darin ein zauberhaftes Geschmeide: Ein Paar goldene, reich mit Juwelen besetzte Armbänder und ein eben solcher Halsschmuck. Dem lag ein Zettel bei, auf dem sich die ‚Unsichtbaren‘ für die Schützenhilfe durch den Spruch ‚Ein Liebender, der die Diebe fürchtet, ist der Liebe nicht würdig‘ beim König bedankten und ihr dieses Geschenk dafür vermachten. Die Scuderi empfindet dies als furchtbaren Hohn und erkennt in dem Werk eine Arbeit des Goldschmiedes Cardillac, der wohl seinem Äußeren nach nicht vertrauenserweckend aussah, aber dessen Redlichkeit sprichwörtlich war. Sie lässt ihn zu sich nach Hause holen und Cardillac erkennt den Schmuck sofort als seine Arbeit und behauptet, er sei ihm gestohlen worden. Er schenkt der Scuderi die Kleinode und verlässt fluchtartig ihr Haus. Als sie Monate später mit der Glaskutsche der Herzogin von Montansie zur Pontneuf fährt, drängt sich dort ein Jüngling durch die gaffende Menge zu der neuartigen Kutsche, öffnet ihren Schlag und läßt einen Zettel hineinfallen, mit dem er Fräulein Scuderi beschwört, den Halsschmuck und die Armbänder sofort an Cardillac zurückzubringen. Martiniere, die mit in der Kutsche saß, erkannte den jungen Mann. Er war es, der ihr damals nachts das Schmuckkästchen in die Hand gedrückt hatte. Fräulein Scuderi nimmt die Warnung sehr ernst, kann sich aber erst nach zwei Tagen zu Cardillac begeben. Vor seinem Haus sieht sie eine große Menschenmenge, die einen Jüngling, der in Ketten abgeführt wird, beschimpft und bespuckt. Sie erkennt ihn. Er war es, der vor Wochen den Zettel in ihre Kutsche geworfen hatte. Die Menge misshandelte auch ein junges Mädchen, das die Unschuld des Jünglings beteuert und schließlich von einem Mann aus der Menge zu Boden geworfen wird und verletzt liegen bleibt. Die Scuderi verlässt nun ihre Kutsche, geht hinaus und erklärt, daß sie das Mädchen zu sich nehmen wird. Frauen aus der Menge heben sie vom Boden und tragen sie zu ihrer Kutsche. Zu Hause angekommen verharrt das Mädchen stundenlang in starrer

Bewusstlosigkeit, bis ein Arzt es wiederbeleben kann. Nun erfährt Fräulein Scuderi, daß sie Madelon heißt und die Tochter von Cardillac ist. Ihr Geliebter Olivier, der Geselle ihres Vaters, wird beschuldigt, ihren Vater ermordet zu haben. Sie beteuert Oliviers Unschuld. Der habe, als sein Meister in seiner Gegenwart auf der Straße angefallen und niedergestoßen worden war, ihn noch lebendig nach Hause geschleppt, wo er sehr bald verschieden sei. Immer wieder ließ sich die Scuderi die kleinsten Umstände des schrecklichen Ereignisses wiederholen und in der festen Überzeugung von Oliviers Unschuld beschloss sie, den Jüngling



den Jüngling

zu retten, koste es, was es wolle. Sie wendet sich an la Regnie und bittet um seine Freilassung. Der aber antwortet, daß er von dessen Schuld überzeugt sei, legt ihr die Gründe dar und bezichtigt Madelon des Komplottes mit ihrem Geliebten. Fräulein Scuderi will Olivier sehen, bricht aber bei dessen Erscheinen zusammen, da sie in ihm den Jüngling erkennt, der den Zettel in ihre Kutsche warf und ist nun von seiner Schuld überzeugt. Aber Madelon, der sie das sagt, bringt sie darauf wieder zum Schwanken. Der Ermittler Degrais vereinbarte dann ein unverbindliches Gespräch zwischen Scuderi und Olivier. Der gibt sich ihr zunächst als Sohn eines von ihr früher adoptierten Mädchens zu erkennen, der bald zu ihrem Liebling geworden war. Er erzählte ihr von seiner Familie, die längst gestorben war. Auch davon, wie er zu Cardillac kam und von seiner Liebe zu Madelon, (siehe Bild mit ihrem Vater) wegen der ihn Cardillac bald entließ. Als Olivier dann entdeckte, daß Cardillac selbst und keine berüchtigte Bande von Juwelendieben hinter den Raubmorden steckte, holte der Meister ihn deshalb zurück. Er legte Olivier die Gründe für sein Verhalten dar und schob es auf den Einfluss eines bösen Sterns. Er zeigte ihm sein Juwelenkabinett, in dem er die geraubten Stücke speicherte. Danach beauftragte er Olivier, das Diadem, seine beste Arbeit, dem Fräulein Scuderi zu bringen. Olivier erklärte auch, warum er den Zettel an der Pontneuf in Scuderi's Kutsche geworfen hatte: Weil Cardillac aus Verlangen nach dem Diadem, trotz seiner Verehrung, Fräulein Scuderi ermorden würde, um wieder in den Besitz des Diadems zu kommen. Er beschreibt, wie Cardillac bei einem Raubzug erstochen wurde, er ihn heimbrachte und dadurch der Verdacht auf ihn fiel. Diese Geschichte erzählte er unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Er wollte lieber sterben, um Madelon Schmach zu ersparen und bat Fräulein Scuderi um Hilfe zu einem Ausweg. Scuderi versuchte es bei la Regnie. Der drohte zynisch mit Folterung, um die Wahrheit zu ermitteln. Ein Anwalt konnte, ohne das Geheimnis zu wissen, nicht helfen. Aber da taucht plötzlich der Graf Mission auf. Er war derjenige, den Cardillac überfallen hatte und dabei selbst zu Tode kam. Von ihm erfährt nun Fräulein Scuderi die Wahrheit und das Fräulein und der Graf beschließen, sie dem König unter dem Siegel der Verschwiegenheit vorzutragen. Das geschieht dann auch und nach dem Erscheinen von Madelon können sie den König von der Unschuld Oliviers überzeugen und seine Freilassung erreichen. Das geschah unter der Bedingung, daß die beiden auswanderten, was sie dann auch taten. Der Schatz, den Cardillac erbeutet hatte, wurde von der Kirche verteilt bzw. fiel der Kirche zu.“

Letztlich ging die schauerliche Geschichte gut aus, aber mit einem zwiespältigen Ergebnis. Ich musste nichts durchstreichen, sogar meine Schrift war leserlich und ohne Tintenkleckse. Ich legte ein Löschpapier auf die letzte Seite, klappte das Heft zu, steckte es in meinen Hebammenkoffer und ging dann um 11 Uhr zu Bett. Ein paar Tage später bekam ich von Dr. Heinz mein Deutschheft mit der Inhaltsangabe zu *Fräulein Scuderi* zurück. Mit Bleistift hat er am Ende meines Textes folgendes Zeichen gesetzt: I// Ich hatte keine Ahnung, was es bedeutete, aber nahm an, dass er ihn gut fand.